Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 9

Artikel: Der Spitzname
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069488

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Spitzname

Erzählung von Peter Kilian

Der Sommer war damals ungewöhnlich heiß und trocken. Am brütigen Montag des achten Juli, kurz vor ein Uhr mittags, fielen zwei Schüsse in der engen Zweizimmerwohnung Anderaus bei offenem Fenster. Ein heftiger Wortwechsel der jungen Eheleute war den Schüssen vorangegangen, doch niemand im Haus oder in der Nachbarschaft hatte sich darüber aufgehalten; denn bei den Anderaus waren die heftigen Wortwechsel eine fast tägliche Erscheinung. Die plötzlich fallenden Schüsse hatten die Leute dann aber doch von den Tellern auffahren lassen, und als die Mieter vom gleichen Boden als erste in die Küche drangen, da lag die junge Frau mit einem Herzschuß vor dem schmierigen Gasrechaud, und Anderau selber war vornüber gestürzt, das Ordonnanzgewehr zwischen den Beinen eingeklemmt.

Ich erfuhr die Tat erst einige Stunden später. Das tragische Ende Anderaus ging mir sehr nahe und hat mich tief beeindruckt.

Als Anderau nämlich noch ein Knabe war, habe ich ihn gut gekannt. Wir wohnten damals in der gleichen Straße, waren ungefähr im gleichen Alter und haben mit unsern Hosenböden dieselben Schulbänke abgeschliffen. Wir haben zusammen viele Stunden verspielt und manche Abenteuer erlebt. Als Knabe war Paul Anderau ein überaus drolliges und komisches Bürschlein gewesen. Wie oft haben wir uns vor Lachen den Bauch halten müssen! Aber ich will nun nicht nur Andeutungen machen, sondern der Reihe nach berichten, wie Päuli zu seinem verhängnisvollen Spitznamen gekommen ist, an den ich mich sofort wieder staunend und betroffen erinnerte, als ich von seinem Mord und Selbstmord erfuhr. Dieser Spitzname nämlich ist es, der mir seine Tat in einem rätselhaften Licht erscheinen ließ, und wenn sich auch keine Logik dahinter verbirgt, so bekam er doch eine eigenartige Vorbedeutung im Leben Anderaus, eine Art Menetekel, das erst nach vielen Jahren, eben an jenem achten Juli, zur schauerlichen Wirklichkeit wurde.

Die Anderaus waren eine sehr arme und geplagte Familie. Der Vater war Handlanger in der Fabrik gewesen; ein unglücklicher, begriffstutziger Mensch, ungeschickt in allen Dingen, die er unternahm oder ausführen wollte. Trotzdem gewiß Anlaß genug zur Trunksucht vorhanden gewesen wäre, führte er ein überaus nüchternes, arbeitsames Leben. Man hätte ihm keinerlei Vorwürfe machen können. Er rauchte und trank nicht, und er widmete sich seiner großen Familie mit allen seinen verfügbaren Kräften. Aber der Zahltag reichte natürlich trotz allen Anstrengungen nicht aus, die Familie auch nur von einer Woche zur andern ohne Not durchzubringen.

Anderau war zwar ein unbeholfener, begriffstutziger Mensch; aber das Kindermachen gelang ihm wie keinem zweiten im ganzen Viertel. Seine kleine, schwarzhaarige Frau, unförmig geworden vom häufigen Gebären und Arbeiten, war von einer Fruchtbarkeit, wie sie nur zu oft den ganz Armen eigen ist. Den Armen verdankt der Staat die meisten Soldaten. Wenn man Anderau gutmeinend zur Rede stellte und sich über seinen Kindersegen wunderte oder gar lustig machte, dann

zuckte er nur in stiller Hoffnungslosigkeit die Achseln, und einmal soll er sich niedergeschlagen damit entschuldigt haben, daß seine Frau sich schon Mutter fühle, wenn er ihrer Bettstelle auch nur einen Schritt zu nahe komme.

Elf Kinder saßen am langen Tische, die Eltern nicht mitgezählt. Wie Orgelpfeifen reihten sich Buben und Mädchen aneinander, und sie waren alle ohne Ausnahme kräftig, gesund, quicklebendig und für die Eltern manchmal eine rechte Plage. Sie hatten unersättliche Mägen, und die Ratlosigkeit der Mutter war zu einem dauernden Zustand geworden. Sie mußte ihnen nur ein einziges Mal rufen, wenn es zum Essen ging. Kein noch so lebhaftes und interessantes Spiel konnte sie beim Läuten der Mittagsglocke mehr auf der Straße halten. Im Nu war die ganze Anderausche Bande verschwunden. Jeder wollte der erste sein am Tisch, und es war eine schlimme Strafe bei den Anderaus, wenn man vom Essen ausgeschlossen wurde.

Sie waren alle schwarzhaarig wie Zigeuner, und nur Päuli machte eine merkwürdige Ausnahme. Sein Haar war nämlich backsteinrot, und sein breites, pausbäckiges Gesicht war mit hellbraunen Märzenflecken über und über gesprenkelt. Mit seinen grünlich schimmernden Augen wirkte er erst recht wie ein Fremdkörper im Kreise der schwarzhaarigen Familie. Es gab Leute, die gutmeinend glaubten, Päuli sei ein angenommenes, ein fremdes Kind oder ein Bastard. Es mag sein oder ist wohl wahrscheinlich, daß Päuli darum am meisten Schläge erhielt, daß die Mutter sich am häufigsten über ihn beklagte und er als Sündenbock immer am nächsten war. Schläge indessen bekümmerten Päuli wenig. Das war sein geringster Kummer; denn sein Körper war ungewöhnlich stark, und trotz seiner Gedrungenheit war er wendig wie ein Wiesel. Vielleicht klagte Frau Anderau mit einem gewissen Recht am meisten über ihn, denn er war unersättlich, fast möchte ich sagen: gefräßig. Immerhin, wenn er auch weniger gegessen hätte, wären sie ja trotzdem nicht auf einen grünen Zweig gekommen.

Ich habe nie mehr einen Knaben gesehen, wie Päuli einer war. Eine unerschütterliche Gemütsruhe und Lebenszähigkeit zeichneten ihn aus. Er machte die unglaublichsten Dinge. Seine grünlich schimmernden Augen im breiten Märzenfleckengesicht hatten einen überaus zufriedenen und sanften Ausdruck. Auf die Lehrer wirkte er vielleicht deshalb so aufreizend, weil seiner Art nur schwer beizukommen war. Ein Überschuß von Kraft und Gesundheit ging von ihm aus, die alle unangenehmen Dinge scheinbar mühelos und selbstverständlich in sich aufnahmen und verdauten.

Seine damals wohl größte Sorge war die, dem Körper die genügenden Mengen Nahrung zuzuführen. Erst an zweiter Stelle kam alles andere. Für einen Apfel oder ein Stück Brot rollte er die lange Granittreppe bei der Bahnunterführung hinab — und es geschah ihm nie etwas dabei. Ein anderer, davon bin ich heute noch überzeugt, hätte mindestens ein Dutzend Beulen davongetragen oder wäre gar eine Weile bettlägerig geworden. Päuli hingegen stand völlig heil wieder auf, lachte sein breites, behagliches Lachen und nahm die Belohnung in Empfang. Atemlose Spannung erfüllte uns jedesmal, wenn er dieses Kunststück ausführte. Er war ein Freund aller Dinge, die sich bewegten, und zu den schleimigsten Wesen, vor denen wir andern oft einen heillosen Schreck oder Schauder empfanden, hatte er ein brüderliches Verhältnis und nicht die geringste Scheu. Die warzigsten Kröten, die greulichsten Feuersalamander, Molche und Blindschleichen, alles nahm er liebkosend in seine dicken Hände und trug sie in seinen Taschen herum. Und doch war er nie mit Wissen roh; nie quälte er, wie dies Kinder oft tun, die kleinen Lebewesen; seine Liebe zu ihnen war ungekünstelt und echt. Oh, er

war ein außerordentlicher Bursche! Nie weinte er, nie habe ich ihn klagen gehört. Seine dicken, stämmigen Beine waren stets mit Schürfwunden und Riefen bedeckt. Beim Barfußlaufen war er der erste und der letzte. Hingegen würde ich lügen, ihm nun auch noch Klugheit nachzurühmen. Er war wirklich nicht der Hellste, dies muß ich gestehen, dafür grenzenlos gutmütig, willig und schmiegsam; freilich auch zu jedem Unfug schnell bereit und vor allen Dingen leicht verführbar. Er war denn auch nur allzu oft das willige Werkzeug der weniger gutmütigen, schlauen und manchmal auch boshaften Kameraden. Er war es, der seinen runden Hintern hinhalten mußte, wenn andere die Schuld an einer Büberei trugen. Aber das machte ihm ja nichts aus. Er vergoß dabei keine Träne, sondern rieb sich nur seine prallen Hinterbacken und machte dazu ein Gesicht, als blinzle er in die Sonne. Bei unsern Zirkusvorstellungen mußte immer er die waghalsigsten Kunststücke ausführen; er war am wendigsten, und seine Glieder schienen uns auch am dauerhaftesten. Einmal hatte ihm einer den Floh ins Ohr gesetzt, von den Schulterkuppen des Untermannes einen Salto mortale zu schlagen. Wenn ich daran zurückdenke, muß ich schon sagen, daß wir den Tod böswillig herbeiriefen. Päuli aber wagte gutmütig lächelnd und ohne sich lang zu besinnen den Salto mortale, fiel jedoch dermaßen hart auf den kahl geschorenen Kopf, daß die Erde mit einem beängstigend dumpfen Ton antwortete. Sekundenlang konnten wir kein Glied bewegen und dachten schreckerstarrt, er habe zum mindesten seinen Hals gebrochen. Doch Päuli blieb nur einige Sekunden wie betäubt liegen, stand dann langsam auf, streichelte unsicher seine roten Haarborsten und lachte. Und zwar lachte er entschuldigend, als hätte er eine Dummheit begangen und nicht wir. Nie mehr vergesse ich mein Aufatmen aus tiefster Pein. Er selber war freilich im Handumdrehen wieder ganz unbefangen und hatte den Zwischenfall vergessen. Als wir einmal beim Baden Päuli Anderau zu viert in die Tiefe drückten und wohl den gefährlichen Spaß zu lang trieben, sank er plötzlich unter; schon packte uns die Angst, daß er ertrunken sein könnte und wollten um Hilfe schreien, als er mit blauem Gesicht und hervorquellenden Augen wieder auftauchte und uns nachher, als er sich nach kurzer Zeit erholt hatte, nicht einmal böse war.

Wenn einer beim Kirschenmausen erwischt wurde, war es ziemlich sicher der rote Anderau. Er ließ es immer auf den letzten Augenblick ankommen, so schwer fiel es ihm, sich von den süßen Früchten zu trennen. Er ließ sich auch lieber vom Bauern abdreschen, als daß er auf einen Apfel verzichtet hätte, der, seinen kurzen Armen erreichbar, an einem tiefhängenden Aste baumelte. Päuli hatte immer Hunger, und es war für ihn außerordentlich schwer, zu erkennen, daß Mausen gleichbedeutend mit dem Wort Stehlen war.

Die Schule war ihm von Herzen zuwider. Er liebte die Gassenfreiheit über alles. Man konnte ihn in allen Winkeln finden; er kroch in jede Kanalisationsröhre hinein, über alle Zäune, auf jeden Baum, und in allen Kiesgruben war er wie zu Hause; gegenüber der Schule aber bewahrte er eine ausdauernde, zähe Abneigung. Er hätte die Schulstunden gegen die unangenehmsten und schmutzigsten Arbeiten eingetauscht. Hundertmal lieber sammelte er einen ganzen Tag lang Roßäpfel, oder er half den Straßenarbeitern beim Teeren. Keiner meiner Schulkameraden hat ja auch so oft die Schule geschwänzt wie er. Und ich glaube nicht einmal, daß er es in boshafter Absicht machte; er vergaß sie einfach, dachte nicht mehr daran. Besonders an schönen Tagen mußte man hinter ihm her sein. Die Ferien aber waren wirklich goldene Zeiten für ihn.

Bis in der vierten Primarklasse saßen wir zusammen im gleichen Zimmer. Wir hatten eine Lehrerin, die schon in die

Sechzig ging und die von einer frühern Generation mit dem Spitznamen «Giftspritze» bedacht worden war. Kein schönes und kein schmeichelhaftes Wort, wie ich heute zugeben muß, und vermutlich verdiente Fräulein Grob diesen Übernamen auch gar nicht. Indessen fragen Kinder ja selten nach Verdiensten, und zartfühlend sind sie auch nicht immer. Wahr ist jedoch, daß sie ein sauertöpfisches, verkniffenes und ausgetrocknetes Frauenzimmer war. Nicht nur ihre leibliche Hülle war ausgedörrt, auch ihre Seele, ihr Herz und ihr Empfinden. Wie wenig Gegenliebe hat Fräulein Grob in ihrem langen Schullehrerinnenleben gefunden! Und wie verbittert muß sie gewesen sein! Unweiblich war das arme Geschöpf bis zur Geschlechtslosigkeit; eckig und hager von Gestalt, mit einem flaumigen, rötlich-blonden Schnurrbart auf der engherzigen Oberlippe. Der Nasenrücken war fast messerscharf, und die Brille wirkte bedrohlich. Übrigens war sie kurzsichtig, und die Gläser waren stark bombiert. Sie war noch eine Schullehrerin des alten Stils, hatte aber immerhin eine große Tugend, sie war nämlich gerecht. Alle Schüler, ob reich oder arm, schön oder häßlich, behandelte sie auf die gleiche lieblose und spröde Art. Dafür spürten natürlich die empfindsamern Kinder auch nie nur einen Funken Wärme, und das schlimmste war. daß sie keinen Humor besaß, nicht einmal einen Hauch davon. Als sie endlich, endlich in den Ruhestand trat (wenn ich mich recht erinnere, mußte sie vom Schulvorstand dazu gezwungen werden), lebte sie vereinsamt in ihrer Zweizimmerwohnung; denn nicht einmal eine Katze oder ein Kanarienvogel teilte ihr armseliges Schicksal. Sie trocknete völlig zur Mumie ein. Verbittert und rachsüchtig, mag sie wohl oft die Undankbarkeit der Welt beklagt haben; denn nicht ein einziges Mal wurde sie von einem ehemaligen Schüler oder einer Schülerin besucht. Das aber ist wohl das bitterste im Leben einer Erzieherin, wenn in ihre letzte Einsamkeit nicht einmal das leiseste Echo ihres Wirkens zurückfällt.

Doch will ich nun nicht zu weit abschweifen und endlich erzählen, wie Päuli Anderau zu *seinem* Spitznamen kam.

Da er schon die Schule als Ganzes, als Institution, nicht leiden mochte, vermag man aus dem eben Erzählten leicht zu ermessen, daß ihm Fräulein Grob aus tiefstem Herzensgrund zuwider sein

Der Mahnfinger

Die durch die vorgenannten Freigaben bei weniger wichtigen Lebens- und Genußmitteln geschaffenen Erleichterungen sollen jedoch die Voraussetzungen dafür schaffen, die für die lebensnotwendigen Mangelwaren noch erforderlichen Maßnahmen um so straffer und disziplinierter weiterzuführen.

Mit diesem Satz schließt das amtliche Communiqué über die Aufhebung der Schokolade-Rationierung. Es gibt Mütter, die es nicht lassen können, jeden Extradessert, den sie den Kindern zubilligen, mit einer Ermahnung zu verbinden: „Hier hast du ein Guti-Guti, aber dafür sagst du vielmals danke und gehst dann heute abend ganz brav ins Bett, damit das Mutti Freude hat."

Unsere Behörden nehmen sich in ihren Verlautbarungen immer häufiger diese unglücklichen Pädagoginnen zum Vorbild — obschon schließlich nicht sie es sind, die uns die Schokolade schenken, und sie es außerdem mit Erwachsenen zu tun haben, nicht mit Kindern.

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Bärndütsch

E «Verträtter» redt:

Disi zwöi Artikel sy *eigeti Fabrikation.* Es sy *zügigi Massenartikel,* wo *emenen allgemeine Bedürfnis entspräche.* Mir *lege Wärt druuf, disi Artikel überall bekannt z'mache, dür konkurränzlosi Qualität, verbürgt dür* üse *erschtklassige Ruef,* u *dür konkurränzlosi Pryse, sälbverständlich* bi *prompter Liferig* u *kulante Zahligsbedingunge. Angesichts vo dise allgemein beschtens bekannte Tatsache* sy *Propaganda-Uswüchs,* wi se-n-e gwüssi *Konkurränz verwändet,* bi üs *durchuus überflüssig. Übrigens geit* üsi *Absicht dahi,* üse *Maschinebestand bedütend* z'vergrößere, *um* no *rationäller* chönne *z'arbeite.*

Wie? *Sie heigi* kei *Bedarf?* I bi *überzüügt,* we *Sie* üsi *Artikel verwände,* so blybe *Sie* üse *ständige* Chund, wil *Ihne* keis anders *Fabrikat derartigi Müglichkeite bietet.*

Die zwe Artikle da (lieber grad der Name vo der Sach!) mache mer sälber; die wärde vil gchouft, wil se nöien all Lüt müeße ha. Es isch üs dra gläge, daß die Sache under d'Lüt chöme; besser weder mir cha se niemmer gä, u billiger (oder: wöhlfeler) o nid; dertdüre kennt men üs öppe dürhar. Es versteit si vo sälber, daß mer das, wo bstellt worden isch, sofort tüe schicke, u daß mer mit em Zale nid ungrad sy. Mir bruuche de Lüte nid no äxtra der Späck dür ds Muul z'zieh, wi's teil mache. U de hei mer de ersch no im Sinn, no meh Maschine zueche z'tue, für no usdividierter u profytliger chönne z'schaffe.

Wie? Dihr heigit nüt nötig? I bi sicher, we Dihr üsi Sache bruuchet, so choufet Dihr nahär gäng bi üs, wil Dihr's niene chöit besser mache u besser ha.

Christian Lerch, Bern.

mußte. Doch war er ja kein Rebell, und eigentlich nicht einmal ein Schlingel, sondern, schlicht und einfach ausgedrückt, nur träge und ohne Beziehung zu den Dingen, die in der Schule gelehrt wurden. Fräulein Grob war außerdem bei ihm im Nachteil; denn sie regte sich maßlos über seine Trägheit und Gleichgültigkeit auf, während ihn kaum etwas erschütterte. Er saß still in der harten, eichenen Bank, döste vor sich hin, schlief sogar manchmal fest ein und war zu faul für Bübereien. Die Schule schien alle seine Kräfte zu lähmen oder einzuschläfern, erst wenn er draußen war, lebte er wieder auf. Gerade aber diese unerschütterliche Seelenruhe und Herzenseinfalt erregte Fräulein Grob zum äußersten. Er war zwei Jahre lang ihr Opfer; denn in ihrer Klasse blieb er zum erstenmal sitzen.

Nun geschah es an einem Junitag, kurz vor den Sommerferien, daß irgendeine Rechenaufgabe bis zum Ende der Stunde gelöst sein sollte. Alle neigten sich mehr oder weniger eifrig rechnend über ihre Hefte, während Fräulein Grob, mit der unentbehrlichen Haselgerte auf dem Rücken, zwischen den Bankreihen auf und ab schritt; immerzu lauernd und auf dem Sprung, wie es ihre manchmal so bitterböse und verhaßte Art war.

Paul Anderau mußte in dieser halben Stunde, wie immer bei solchen Aufgaben, ziemlich gelitten haben. Anzusehen war es ihm freilich nicht. Draußen strahlte die pralle Junisonne, und ein sehr mildes Lüftchen fächelte in das hohe, schmucklos kahle Zimmer hinein. Hin und wieder waren Rufe vom Schulplatz her zu hören, oder die rauhe Bierstimme des Gärtners erschallte, der in den so oft vandalisch zerstampften Blumenrabatten arbeitete, von Zeit zu Zeit seinen Lehrbuben anraunzend.

Da das Abschreiben bekanntlich die geringste Mühe macht, sperberte Päuli jedesmal, wenn ihm Fräulein Grob den Rücken kehrte, in das Heft seines Nachbars. Einmal aber schielte er zu lange, oder aber er hatte die Gegenwart Fräulein

Grobs ganz vergessen. Jedenfalls hatte sie den Sünder mit ihren Argusaugen plötzlich entdeckt und rief auch schon im gleichen Augenblick:

«Paul Anderau, du schreibst wieder ab! Wart, ich will dir helfen, du Faulpelz!» Und schon durchmaß sie mit ihren langen, magern Beinen die Bankreihe, peitschte mit der Haselgerte die Luft, daß es zischte, hielt dann vor dem unglückseligen Päuli an, zog scharf aus und schlug ohne jede Einleitung zu. Päuli hatte sich mit offenem Munde zusammengeduckt. Plötzlich aber begann Fräulein Grob wie eine Tollhäuslerin zu schreien, ließ die Rute fallen und hob zeternd ihren rechten Arm.

Die ganze Klasse blickte atemlos gebannt auf die Schreiende, und wir erschraken tief, als unsere Augen in ihrer rechten Hand die Feder Anderaus mitsamt dem Halter gewahrten. Die Federspitze steckte im Fleisch, und der torpedoartige Halter wippte sanft hin und her.

Päuli hatte triebhaft seine beiden Hände zur Abwehr erhoben, und bei dieser Bewegung war die niedersausende Hand in die aufwärtsgerichtete Feder gedrungen.

Mit hocherhobenem Arm rannte Fräulein Grob gräßlich schreiend aus dem Zimmer, schletzte die Tür knallend hinter sich zu, und wir saßen verblüfft und gebannt auf unsern Plätzen. Um den armen Päuli Anderau aber entstand ein beklemmendes Schweigen und ein stummer Wall der Ächtung. Es brach nicht der gewohnte Heidenlärm los, nur angstvolles Geflüster und Gewisper war zu hören, und immer wieder blickten wir auf Päuli, der mit puterrotem Kopf unbeweglich in seiner Bank saß und alles zusammen nicht richtig begriff.

Unterdessen war Fräulein Grob schreiend in das Zimmer des Oberlehrers gerannt. Im Flur gab es einen Auflauf. Die Lehrer eilten neugierig aus ihren Zimmern. Sie sahen nur noch, wie die Heulende im Treppenhaus verschwand.

Der Oberlehrer sprach beruhigend auf die Entsetzte ein, entfernte die Feder geschickt aus der Handballe, wusch die ungefährliche Wunde sachkundig aus und verband sie.

Dann wurde der Sünder gerufen. Es gab ein merkwürdig kurzes Verhör, und die ausgesprochene Strafe erschien uns später ungewöhnlich mild. Für Päuli Anderau war sie freilich auch so noch hart genug. Eine Woche lang hatte er jeden Tag eine Stunde nachzusitzen und tödlich langweilige Strafaufgaben zu machen. Vermutlich wäre es ihm weitaus lieber gewesen, wenn ihn der Oberlehrer kurzerhand auf den Tisch gelegt und gründlich abgeschmiert hätte.

Fräulein Grob kam nach dem erstaunlich kurzen Verhör mit Päuli Anderau in die Klasse zurück. Sie war noch so blaß wie die geweißten Wände des Schulzimmers. Päuli wollte sich möglichst harmlos in seine Bank pirschen; aber mit einer wahren Stentorstimme befahl sie ihm, sich nicht vom Platz zu rühren. Die verbundene Hand trug sie wie eine Siegesbeute vor sich her. Und nun erlebte Fräulein Grob einen ihrer großen Augenblicke. Noch dürrer und rachsüchtiger erschien sie uns als sonst. Hoch aufgerichtet stand sie vor der Klasse, und Triumph spielte um ihre verkniffenen Lippen. Päuli befand sich mit rotem Kopf an ihrer Seite und wußte nicht, wohin seine Arme und Hände gehörten.

Nach einer bangen Kunstpause, die den leisesten Laut zum Schweigen brachte, sprach sie anklagend, indem sie jedes einzelne Wort besonders betonte:

«Wenn ich bei unserm gütigen und hilfsbereiten Herrn Oberlehrer nicht sofort Hilfe gefunden hätte, dann wäre ich sehr wahrscheinlich an einer Blutvergiftung gestorben — und du», sie wandte sich plötzlich haßerfüllt an den puterroten Päuli, «du wärst an mir zum *Mörder* geworden! Setz dich!»

Päuli trollte sich mit hängendem Kopf und eingeschüchterten Augen an

seinen Platz. Ich denke, daß ihm sehr elend und katzenjämmerlich zumute war.

«Weiter arbeiten!» schrie Fräulein Grob, und ihre Stimme überschlug sich im Diskant. Doch im gleichen Augenblick klingelte das Pausenzeichen, und wir verließen das Zimmer ungestüm drängend, wenn auch etwas weniger geräuschvoll als sonst.

Päuli Anderau war einer der letzten. Als er niedergeschlagen und noch benommen von den sich überstürzenden Ereignissen auf dem Spielplatz ankam, rief einer plötzlich: «Der Mörder kommt!» Gelächter flatterte vereinzelt auf. «Mörder!» wiederholten einige andere. «Mörder! Mörder!» tönte es mit einemmal von allen Seiten. Es war ein ganz neuartiger Spaß, und alle lachten über Päuli Anderau und sein benommenes und verdutztes Gesicht. Zuletzt lachte sogar er selber mit, so gutartig war er. Und es war ja auch nicht böse gemeint.

Drei volle Jahre haftete dieser verhängnisvolle Spitzname an ihm. Immer wieder rief man ihn «Mörder» und mußte er es hören, daß er «fast zum Mörder geworden wäre».

Er blieb dann noch einmal sitzen, und als er endlich der Schule den Rücken kehren durfte, war er nur bis zur sechsten Primarklasse vorgerückt. Da er aber überaus stark und groß geworden war, arbeitete er schon einen Tag nach dem wenig ruhmvollen, letzten Examen auf einem Bauplatz als Handlanger und Pflasterträger.

Sein Spitzname verlor sich dann schnell. Päuli Anderau wurde ein guter und zuverlässiger Arbeiter; seine Kräfte schienen unerschöpflich, und seine Gutmütigkeit war allgemein bekannt. Er machte noch hin und wieder von sich reden; einmal, als er an einem Herbstmarkt hundert Franken einsteckte, nachdem er einen unbezwinglichen Meisterringer mit irgendeinem phantasievollen Namen, zum Gaudi des Publikums, auf die Schulterblätter gezwungen hatte. Ein paar Tage redete man nur noch von dieser Kraftleistung, und sie wurde sogar in der lokalen Presse erwähnt. Ein anderes Mal, ich glaube nicht viel später, trank Anderau an einem Aufrichtfest dreißig große Gläser Bier aus und schwankte noch nicht. Das sind nun freilich Dinge, die nicht viel heißen; Kraftmeisterstücklein, wie sie üblich sind und den Alltag erheitern. Schlimmer hingegen berührte mich die Nachricht, als es hieß, daß Anderau eine weitherum bekannte und berüchtigte Kellnerin geheiratet habe, die ihn zum Narren machte und sein Leben vergiftete.

Und diese weitherum berüchtigte Frau erschoß er an jenem heißen Julitag, bevor er sich selber richtete . . . doch lassen wir das.

Ich selber hatte Anderau längst aus den Augen verloren; wenn wir uns gelegentlich sahen, grüßten wir uns, wie sich eben alte Bekannte und Schulkameraden begrüßen. Die gemeinsamen Bubenjahre und ihre schönen Abenteuer lagen für beide schon wie eine ferne Insel im Strome des vergangenen Lebens.

Unter dem ersten, alarmierenden Eindruck jener tragischen Nachricht, habe ich indessen nicht zuerst an seine unglückliche Ehe gedacht, die den gutartigen Mann wohl innerlich zermürbt und zu dieser Verzweiflungstat getrieben hatte; ich erinnerte mich vielmehr an unsere Bubenzeit zurück und an den verhängnisvollen Spitznamen, der fast zwanzig Jahre später so furchtbare Wirklichkeit werden sollte.

Fräulein Grob war schon einige Jahre früher aus dem Leben geschieden als ein steinaltes, vergessenes und mumienhaftes Wesen. Sie dachte wohl längst nicht mehr an ihre haßerfüllten Worte, mit denen sie den unglücklichen Päuli Anderau bedacht hatte. Vielleicht hat aber auch Anderau selber seinen Spitznamen völlig vergessen und nicht mehr an die alte Lehrerin gedacht. Vielleicht... manchmal wieder will mir scheinen, es sei doch vieles tiefer in ihn hineingefallen, als wir alle ahnten.